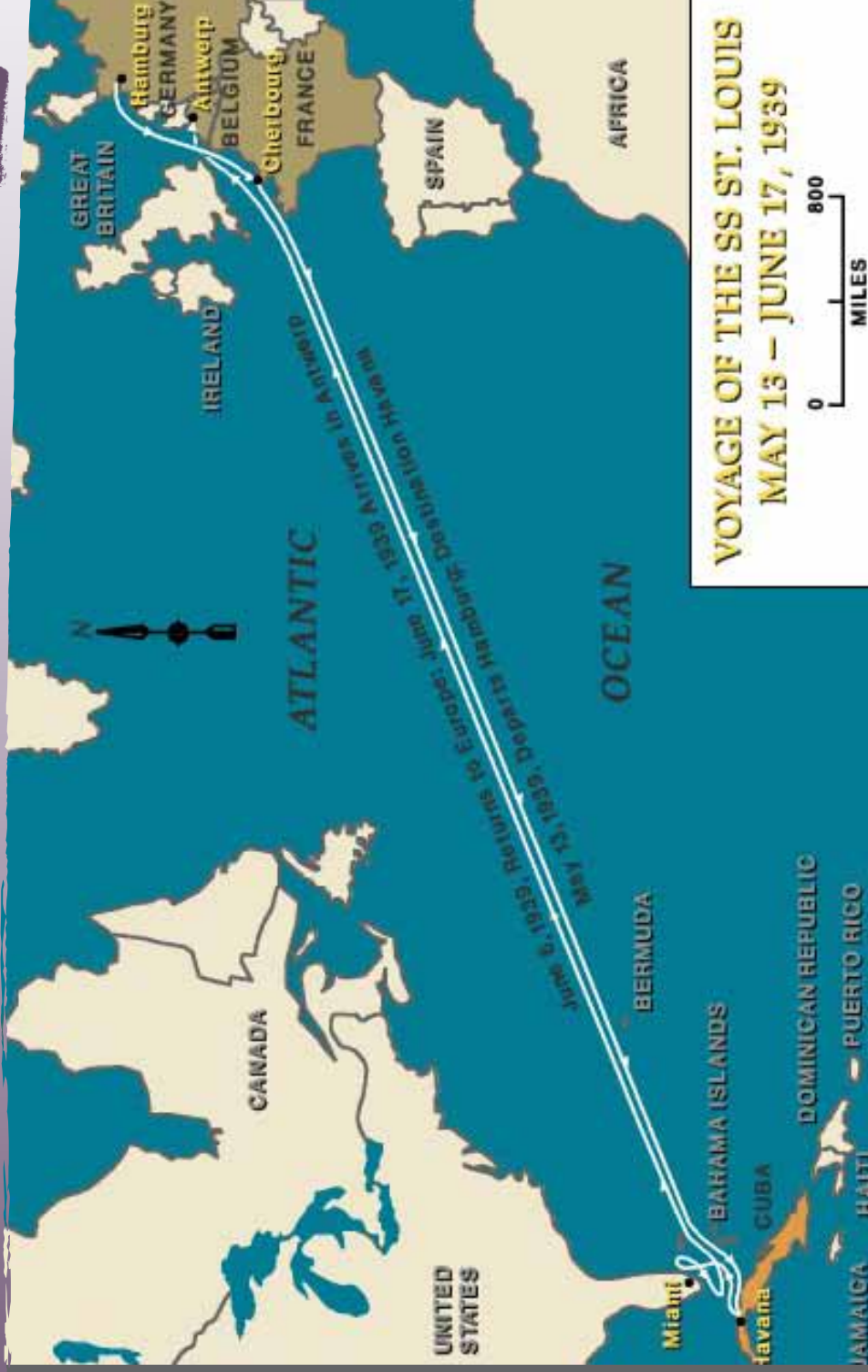


Karte zur Reiseroute der St. Louis.



Menükarte vom 21. Mai 1939.



AN BORD DES MOTORSCHIFFES „ST. LOUIS“

Sonntag, den 21. Mai 1939

HAUPTMAHLZEIT

Kaviar auf Röstbrot

Tafelsellerie

Oliven

Minestra

Kraftbrühe mit Markklößchen

Gebratene Seezunge Mirabeau

Lendenschnitte Rossini, Saratoga Chips

Gebratener Mastputer, Selleriefüllung

Stangenspargel, Holländische Tunke

Weinkraut

Spinat in Sahne

Makkaroni in Parmesan

Gekochte, Mus- und Lyoner Kartoffeln

Kopf- und Gurkensalat

Kalifornische Pfirsiche

Suchard-Creme

Eisbecher Carmen

Himbeer-Eis

Holländer und Brie-Käse

Früchte

Kaffee

Tee

Kleine Abendplatten

Roastbeef (kalt), Remoulade, Bratkartoffeln

Corned Beef mit Gemüsesalat

Lammkeule mit Minztunke, Bohnensalat

Schweinskotelett Thomas

Ausweis für Fella Flamberg zur Einreise nach Kuba vom 27. Mai 1939.



REPUBLICA DE CUBA
DEPARTAMENTO DE INMIGRACION
TARJETA DE IDENTIFICACION DEL PASAJERO TRANSEUNTE
IDENTIFICATION CARD OF THE PASSENGER INTRANSIT.

Nombre del pasajero **Fella Flamberg**
Name of passenger
Nacionalidad **St. Louis**
Nationality
Manifiesto No. **19** Nombre del Vapor **St. Louis**
Manifest No. Partida No. **25**
Name of Steamer
Line No.

Puerto de procedencia del pasajero **Hamburg**
Port of origin of the passenger

AVISOS: 1.—Esta tarjeta deberá ser conservada por el pasajero para su identificación en Cuba.
2.—Transcurridos 90 días de la llegada del turista o transeunte, y sin perjuicio de lo que disponen las Leyes sobre Inmigración, deberá inscribirse en el "Registro de Extranjeros".
3.—El portador se obliga a no desempeñar empleo ni trabajo de ninguna clase en Cuba.

NOTICE: 1.—This card must be retained by the person to whom is issued for purposes of identification during permanency in, and departure from Cuba.
2.—Upon arrival in Cuba the person to whom this card is issued agrees to comply with and conform to the Laws of Immigration, and 90 days after date of arrival must register at the "Registration Bureau for Aliens."
3.—The holder also agrees not to engage in pursuit of work or employment in any shape or form, paid by any person or Company established in Cuba, during his, or her, permanency in Cuba.

Fecha **27. Mai 1939**
Date.
Firma del pasaje *Fella Flamberg* Sobrecargo
Passenger's signature Purser.

Die erste Seite des handschriftlichen Briefes Wilhelm Bornsteins an seine Verwandten, geschrieben in Boulogne sur Mere (Frankreich) am 24.6.39

„Meine Lieben! Ich erhielt gestern Mittag Eure Zeilen, die mich sehr erfreuten, waren es doch die ersten nach fast 7 Wochen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, was die Presse über die St. Louis berichtet hat und auch heute noch berichtet. Ohne dass ich etwas dazu tun konnte, bin ich in ein Weltgeschehen eingerückt, welches mich zu Enttäuschungen, aber, wie es scheint, auch zum Glück führen kann.“ (...)



Meine Lieben! Ich erhielt gestern mittig Eure Zeilen, die mich sehr erfreuten, waren es doch die ersten nach fast 7 Wochen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, was die Presse über die St. Louis berichtet hat und auch heute noch berichtet. Ohne dass ich etwas dazu tun konnte, bin ich in ein Weltgeschehen eingerückt, welches mich zu Enttäuschungen, aber, wie es scheint, auch zum Glück führen kann.“ (...)



Schabbat und jüdische Feiertage in Berlin

„Freitagabend und die jüdischen Feiertage wurden bei uns zuhause gefeiert wie in allen orthodoxen Familien. Sie waren sehr gemütlich: Es wurde gelesen oder vorgelesen und gespielt. Natürlich hat Mama die Kerzen entzündet, und Papa sagte den Kiddusch. Die Mahlzeiten waren sehr ausgedehnt und hatten viele Gänge. Mama konnte gut kochen und backen und hat damit, zum Beispiel vor Feiertagen, die halbe Nacht verbracht. Am Schabbat und an Feiertagen gingen wir regelmäßig in unsere Synagoge an der Passauer Straße in der Nähe vom Kurfürstendamm. Am Schabbat nachmittags, wenn schönes Wetter war, gingen wir im nahe gelegenen Tiergarten spazieren – ein wunderschöner Park inmitten der Stadt mit Spazierwegen und Spielplätzen, Cafés und einem Zoo. Hier traf sich die jüdische Gemeinde Berlins. Danach tranken wir Kaffee und aßen leckeres Gebäck im Café Dobrin am Kurfürstendamm. Das war ein berühmtes jüdisches Café, wo es das feinste Gebäck in der ganzen Stadt gab. Die Einrichtung dieses Cafés war ausnehmend luxuriös und elegant, mit prächtigen Sesseln, Bänken und Kronleuchtern.

Hier hatte Papa eine feste Kundenkarte, und deswegen brauchte er am Schabbat nicht zu bezahlen. Das Café war immer sehr voll und wurde von vielen Juden besucht. Dobrin wurde während der ‚Kristallnacht‘ am 9. November 1938 verwüstet und ist niemals wieder hergerichtet worden.“

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 7 (Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*

Amtsärztliches Zeugnis vom 5. Mai 1939.

Der Oberbürgermeister
der Reichsmessestadt Leipzig
Gesundheitsbehörde - Gesundheitsamt XI

Amtsärztliches Zeugnis.

Vor- und Zuname : Dr. med. phil. Hermann Bornstein
Geburtstag und -ort : 21.1.1897 in Falkenstein 1794.
Beruf : ehemaliger Arzt, Hauptlehrer in J. bei Pader
Wohnung : Leipzig 103, Hauptbahnhofstr. 9.

wurde heute von mir untersucht. Dabei habe ich Zeichen einer geistigen oder körperlichen Krankheit, besonders einer ansteckenden Krankheit, namentlich Tuberkulose, Trachom, Elephantiasis, Krebs, Lepra nicht feststellen können.

Er ~~sie~~ ist weder geisteskrank, noch invalide, weder blind noch stumm, sondern frei von körperlichen Gebrechen, und als gesund und arbeitsfähig zu bezeichnen.

Ich habe ihn ~~sie~~ heute gegen Pocken schützen gelassen.

Leipzig, am 5. Mai. . 1939



Der Gebührenempfang wird durch
Aufkleben von Wertmarken bestätigt.
(Stpl.)

XI 60 200 2.39.

Mitglied des Reichsausschusses für die
Mittelschulen der Stadt Leipzig



Unbedenklichkeitsbescheinigung für Wilhelm Bornstein vom 2. Mai 1939.

Dieses Dokument besagt, dass von Seiten der deutschen Behörden keine Bedenken gegen die Ausreise bestehen. Es musste beim Verlassen des Landes vorgelegt werden.

Ralf Bachmann: Die Bornsteins. Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte, Beucha 2006, S. 118.



1. Abgangsbuchung

Finanzamt Leipzig-Ost,
Seeburgstr. 7.
Str.Nr. 14/1274.

Leipzig Cl., r. 2. Mai 1939

Herr Abgangsbuchung Prof. Dr. Wilhelm Bornstein
- Devisenstelle Leipzig Cl.
Adolf-Hitler-Str. 12.

Unbedenkliche it s b e s a c h e i n i k u n g .
Gültig bis zum 30. Juni 1939

Der Leibk. rat. Dr. Wilhelm Bornstein
in Leipzig O. S., Adolf-Hitler-Str. 12.
geboren am 31. Januar 1897 in Waldheim i. T.
und seine Ehefrau _____ geb. _____
geboren am _____ in _____
Bevollmächtigter Vertreter: Prof. Dr. Alwin Bornstein
in Leipzig, York Str. 96 Brücker
hat haben geghwärtig keine Reste an Steuern, Zuschlägen, Stra-
fen, Gebühren und Kosten.

Im Auftrag: Günther M.
(Stpl.)

Schr. 117





Hannelore über ihre Schulzeit in Berlin

„Als Ruth [meine Cousine] und ich ins schulpflichtige Alter kamen, wurden wir an der jüdischen Gemeindeschule an der Fasanenstraße eingeschult. Die Nazis waren bereits an der Macht. Ruth und ich haben in dieser Schule eine herrliche Schulzeit und eine sorglose Kindheit verbracht. Dies verdanken wir unserer lieben und geliebten Klassenlehrerin. Wir durften sie ‚Tante Freundlich‘ nennen, und nicht ‚Fräulein‘. Sie wanderte 1938 nach Palästina aus und lebt vielleicht jetzt noch in Israel. Sie war die ganze Grundschulzeit über, und das ist in Deutschland vier Jahre lang, unsere Klassenlehrerin. Dadurch, dass wir nur mit jüdischen Kindern und Lehrern Umgang hatten, spürten wir nichts von dem bereits existierenden Judenhass und den Aggressionen. (...) Tante Freundlich war sehr zionistisch und erzog uns im Bewusstsein unserer jüdischen Identität. (...)

Die Schule dauerte von 8 Uhr bis 13 Uhr, danach ging ich nach Hause. Auch Papa kam von seiner Geschäftstour, wie er das nannte, nach Hause, und wir aßen zusammen warmes Mittagessen. Immer wenn ich aus der Schule zurückkam, rief ich schon von unten von der Treppe: ‚Der Hannemann ist wieder zuhause!‘ Das war mein Kosename. (...) Manchmal legte sich Papa nach dem Essen ein wenig auf das Sofa im Esszimmer. Es war für mich der Höhepunkt des Glücks, wenn ich mich hinter ihn legen und seine Glatze streicheln konnte. Ich nannte ihn manchmal ‚Kulli‘, weil sein Kopf so kugelrund war.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 8, 13 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Verzweifelter Plan des Kapitäns Schröder: Schiffshavarie vor der Küste Englands

„An Bord der St. Louis wird nicht mehr getanzt. Das Orchester spielt vor leeren Stühlen, das Kino ist unbesucht. Das Schiff pendelt ziellos zwischen Florida und Kuba. Was an Gerüchten und Wahrheiten kursiert, nehmen die wenigsten noch ernst: vielleicht die Pinieninsel vor Kuba, vielleicht die Dominikanische Republik, vielleicht doch die USA.

Schließlich ist es aus. ‚Sofort nach Hamburg‘, kabela die Hapag an Schröder. (...) Als Schröder so weit ist, das Schiff an der britischen Küste havarien zu lassen, um eine Landung zu erzwingen, erklären sich einige Regierungen bereit, die Flüchtlinge aufzunehmen. 287 nimmt Großbritannien, 224 Frankreich, 181 Holland und 214 Belgien. Nach mehr als einem Monat auf See erreicht die St. Louis den Hafen von Antwerpen.“

Ladischensky Dimitri, Kreuzfahrt in den Tod, auf <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,421002,00.html> (Zugriff am 28.3.2011).



Zurück in Europa

Hannelore und ihre Eltern gingen in Antwerpen von Bord und sollten in Holland Aufnahme finden.

„Die für Holland bestimmten Passagiere verließen am Morgen den 18. Juni die St. Louis. Ein Touristenschiff brachte uns nach Rotterdam. Diese Fahrt dauerte etwa 9 Stunden. Jeder von uns hatte ein Körbchen mit einem koscheren Picknick bekommen. Für uns Kinder war diese Fahrt wie ein Ausflug. Unser Ziel war das Quarantänelager Hayplaat in Rotterdam. Wir verschwanden hinter dem Stacheldraht von Hayplaat mit den orangen Blümchen, die uns an die Jacke gesteckt worden waren – eine Einladung von Königin Wilhelmina [die holländische Königin]. Wir wussten nicht, dass wir unsere Freiheit für die kommenden sechs Jahre verloren hatten, und dass die meisten von uns, auch meine Eltern, niemals wieder Freiheit erleben würden.“

Vom Quarantänelager in Rotterdam wurde die Familie Klein nach sechs Wochen ins Lloyd Hotel in Amsterdam gebracht.

„Die große Halle war für die Familien aufgeteilt worden in kleine Verschläge ohne Dach, so dass wir alle Geräusche aus den anderen Verschlägen mitbekamen.

Einmal pro Woche bekamen wir eine Ausgangserlaubnis, die wir beim holländischen Kommandanten anfragen mussten. Wir Schulkinder gingen in Begleitung eines größeren Jungen, der Martin hieß, in die Grundschule. Das war eine Art Übergangsschule für Emigrantenkinder. In der Pause spielten wir bei gutem Wetter auf dem Dach des Schulgebäudes. Die Kinder der Valeriusschule [für holländische Kinder] spielten während der Pausen im Schulhof.“

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 49, 51 (Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*



Deutsche Truppen besetzen Holland

Am 10. Mai 1940 besetzten deutsche Truppen Holland. Noch am selben Tag wurden die jüdischen Flüchtlinge vom Lloyd Hotel in das Durchgangslager Westerbork geschickt.

„Wir verabschiedeten uns von Opa und Oma, von Tante Rosi und Ruth, und ich glaube, dieser Abschied war besonders für Mutter sehr schwierig. Wir reisten mit dem billigsten Verkehrsmittel, das es damals gab, mit einem Boot, und später auf einem Lastwagen. Die Reise dauerte etwa 12 Stunden, für mich war das ein Erlebnis. Nicht so für meine Eltern, die einer Zukunft voller Sorgen entgegen blickten.

Auf nach Drenthe¹
Heisst es wieder
Und der Schreck fährt durch die Glieder
Ja, da heisst es Koffer packen;
Gibt's nichts zu weinen
Nichts zu lachen
Ja da rennt man hin zum Comité
Doch da heisst's auch nur:
Oh weh, oh weh!

Der weitere Text ist mir nach 47 Jahren entfallen.“

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 56
(Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*

1. Drenthe heißt die Provinz in Holland, in der das Lager Westerbork lag. Dieses Lied wurde im Sommer 1939 von deutsch-jüdischen Emigranten komponiert, den ersten Häftlingen des Lagers Westerbork.



Befreiung in Mauthausen

„Die letzten Wochen [des Krieges], als wir mit den Zigeunern in den Räumen vor uns hinvegetierten und dazwischen Appell standen, gingen wie ein Alptraum vorüber. Deswegen kann ich mich an keine weiteren Details mehr erinnern. Ich weiß nur noch, dass wir seit unserer Ankunft in dem Lager Mauthausen nichts mehr von den SS-Scharführern oder von ihren Helfern oder von anderen SS-Leuten gesehen haben. Sie müssen wohl schon in diesen Apriltagen geflüchtet sein, noch bevor die amerikanischen Truppen das Lager besetzten. Wie und was wir zu essen bekamen, weiß ich auch nicht mehr. Eines Morgens rief plötzlich jemand: ‚Es wehen weiße Fahnen über dem Oberlager, das muss die Befreiung sein!‘ Niemand jubelte oder reagierte mit Freude. Wir waren völlig abgestumpft durch all das Elend, das wir hinter uns hatten. In Theresienstadt hat jemand ein Lied gemacht:

Wenn die weißen Fahnen wehen,
werden wir uns wiedersehen,
und die Welt wird schön,
wird so wunderschön...
Wenn die weißen Fahnen wehen.

Das Lied klang in unseren Herzen, aber wir sangen es nicht, und wir waren auch nicht froh. Wir waren tödlich geschwächte Skelette, und für viele waren die ‚weißen Fahnen‘ zu spät gekommen. Wir waren geistig und körperlich gelähmt. In den ersten Tagen konnten wir nicht mehr aufrecht gehen, sondern mussten vor Schwäche kriechen.“

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 120
(Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*



Nach der Befreiung

Im befreiten Lager Mauthausen besuchte Hannelore ihre schwer typhuskranke Freundin Reni Guttmann, die sie noch aus dem Lager Westerbork kannte, am Krankenlager.

Hannelore erzählt hier auch von ihrem ersten Besitz, den sie nach dem Krieg erhalten hat und den sie bis heute sorgfältig aufbewahrt.

„Ich besuchte sie, und sie gab mir ihren einzigen ‚Besitz‘, eine selbstgemachte Seifendose (Seife hatten wir natürlich niemals gehabt) mit ihren Initialen darauf, die sie in der Flugzeugfabrik in Freiberg aus Flugzeugmaterialien selbst gemacht hatte. Ich legte mein selbstgemachtes Taschenmesser, meinen selbstgemachten Kamm und meine Nagelfeile hinein. Reni war schwach und mutlos. Ich habe sie noch einigemal besucht und mich verabschiedet, bevor wir aus Mauthausen weggingen. Ich habe sie niemals wieder gesehen oder etwas von ihr gehört. Ich nehme an, dass sie dort gestorben ist und begraben wurde. (...)

Auf der Lagerstraße von Mauthausen fand ich einen Ärztemantel aus Gummi. Irgendwie konnte ich Draht und eine Nadel auftreiben. Ich nähte aus dem Ärmel dieses Mantels einen Beutel, worin ich Renis Seifendose und das Essen, das wir bekamen, so wie Brot, aufbewahrte. Ich war sehr stolz auf meinen Beutel.“

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 121 (Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*



Zurück nach Deutschland

Von Mauthausen wurde Hannelore vom Roten Kreuz nach Konstanz in Deutschland gebracht.

„Wir kamen in Konstanz in ein Haus, das für uns leer gemacht worden war (vielleicht war es das Haus eines ehemaligen Nazis). Alle Zimmer waren in Krankenzimmer umfunktioniert worden, je 5 oder 6 Betten mit sauberem Bettzeug. Wir hatten schon lange nicht mehr in Betten mit sauberen Decken und Matratzen geschlafen. Dann kam ein Arzt, der uns untersuchte, und uns Diätkost verordnete. Es gab feste Besucherzeiten; da kamen sehr viele deutsche Frauen, denen wir unsere bis auf die Knochen abgemagerten Arme und Beine zeigen mussten und die uns fragten, ob wir noch Wünsche hätten. Ja, die hatten wir. Ich bat um ein Kopftuch und ein Sommerkleid und auch um einen Koffer. Einen richtigen Koffer zu besitzen, wäre für mich der Höhepunkt des Besitzerglücks. Meine Wünsche wurden erfüllt. Das Sommerkleid war hellblau, ohne Ärmel. Und ein hölzerner Koffer vollendete das stolze Gepäck. Wie lange wir in Konstanz blieben, weiß ich nicht mehr. Es könnte eine Woche gewesen sein, oder länger. All unsere gestreifte Gefängnis Kleidung hatten wir hinter uns gelassen, zum ersten Mal durften wir uns duschen und bekamen von der Bevölkerung saubere Kleidung geschenkt. Wir fühlten uns wie Tiere in einem Zoo, wenn wir von den deutschen Frauen so angeschaut wurden.“

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 124f (Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*



Auswirkungen der Nürnberger Gesetze auf das Leben der Familie Fröhlich

„Die Geschichte der Nürnberger Gesetze ist oft erzählt worden. Unmittelbar vor dem Parteitag der NSDAP Mitte September waren sie improvisiert und in Eile zusammengestoppelt worden: Das eine sprach den Juden die deutsche Staatsbürgerschaft ab; das andere, ‚zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre‘, war die offizielle Anerkennung der abenteuerlichsten Rassentheorien und lieferte ein Alibi für künftige, schärfere Verfolgungen. Es übte äußersten Druck auf Eheschließungen und außereheliche Beziehungen zwischen Angehörigen der verschiedenen ‚Rassen‘ aus (...) und verbot nichtjüdischen Frauen unter 45 Jahren, in jüdischen Haushalten zu arbeiten. Wäre dieses Gesetz nicht seiner ganzen Intention nach so bössartig und in seinen Ergebnissen so brisant gewesen, hätten wir über seine Kindischkeit nur lachen können: Als müßte damit gerechnet werden, daß jeder jüdische Mann seine weiblichen ‚arischen‘ Hausangestellten vergewaltigt, solange sie noch sexuell attraktiv und gebärfähig sind. Diese Verordnung erhob die lüsternen Phantasien, mit denen der *Stürmer*¹ jede Woche hausieren ging, zum Gesetz und brachte uns um den Dienst von Johanna Hantel, die ich sehr mochte und die, glaube ich, mich sehr mochte.“

Peter Gay, Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939, München 1999, S. 88f.

1. Die Wochenzeitung „Der Stürmer“ war ein wichtiges nationalsozialistisches Propagandainstrument.



Über die Olympischen Spiele in Berlin 1936

„Das bei weitem großartigste Abenteuer des Jahres war für mich die atemlos herbeigesehnte und ebenso atemlos genossene Olympiade. (...) Der Held der Olympiade, und nicht nur mein und meines Vaters Held, war Jesse Owens¹. Wie so oft bei früheren Olympischen Spielen galten die Amerikaner als Favoriten im Kurzstreckenlauf, und sie enttäuschten uns nicht. Aber Owens war eine Offenbarung. Sein Laufstil wirkte unglaublich mühelos, ja elegant. Er nahm vier Goldmedaillen mit nach Hause (...). Damals und später noch ging das Gerücht – und ich glaubte es allzu gern -, Hitler habe, außer sich darüber, daß der Schwarze sich den ‚nordischen‘ Läufern überlegen zeigte, ihm nicht die Hand geben wollen. Dieses Gerücht ist sorgfältig überprüft worden, und offenbar ist nichts daran. Doch aus meiner und meines Vaters Sicht *mußte* es so gewesen sein – es war *vom moralischen Standpunkt* wahr. Diese Schweinehunde, die unser Leben ruinierten, konnten sich gar nicht anders benehmen. Aber wie immer es sich wirklich verhielt – ohne Zweifel hat Owens dazu beigetragen, den Mythos vom höherwertigen Arier anzukratzen.“

Peter Gay, Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939, München 1999, S. 95ff.

1. Jesse Owens (1913–1980) war ein schwarzer US-amerikanischer Athlet, der bei der Olympiade 1936 in Berlin vier Goldmedaillen gewann (verschiedene Sprintdisziplinen und Weitsprung). Er wurde von vielen als Held gefeiert, der Hitlers Rassentheorien durch seine Leistungen plakativ widerlegte – bei einer Veranstaltung, die von den Nationalsozialisten auch geplant worden war, um die vermeintliche Überlegenheit der „deutschen Herrenrasse“ vorzuführen.



Die St. Louis versucht in Kuba anzulegen

„Kaum zwölf Tage nach unserer Ankunft auf Kuba langten die Greifarme von Hitlers Reich über den Atlantik, uns zu gemahnen, wie knapp wir entkommen waren. Am 27. Mai lief die St. Louis in den Hafen von Havanna ein. (...) Die St. Louis war mit ein paar Dutzend Touristen und 907 deutsch-jüdischen Flüchtlingen an Bord gemächlich über den Atlantik geschippert. Sie alle hatten, durch eine Art legale Bestechung, von kubanischen Bürokraten eine Ausschiffungsgenehmigung gekauft, wie sie unsere amerikanischen Verwandten für uns gekauft hatten. Ohne Vorwarnung erklärte nun der kubanische Staatspräsident Federico Laredo Bru diese Genehmigungen für ungültig.

Wir verfolgten dieses wirre Hin und Her der Ereignisse mit gemischter Wut und bitterer Enttäuschung. Ich fand es besonders schmachlich, daß sich die Amerikaner weigerten, eine Handvoll Ausgestoßener in Lebensgefahr zu retten. Meine Idealisierung der Vereinigten Staaten hatte also gleich zu Anfang meines Aufenthalts in der Neuen Welt ein paar ernstliche Schläge zu verkraften. (...) Angesichts dieser Ereignisse konnten meine Mutter und ich nur über die brillante Voraussicht meines Vaters staunen. (...) [I]hm allein war es zu danken, daß wir auf die St. Louis sahen, statt an Bord mitzureisen. Hätte ich überlebt, wenn auch wir Passagiere jenes Unglücksschiffs gewesen wären (...)? Schon die Zahlen besagen, daß die Chancen dagegen gestanden hätten.“

Peter Gay, Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939, München 1999, S. 174, 176.



Einleben in den USA

Zwei Jahre nach ihrer Ankunft in Amerika beantragten die Fröhlichs die amerikanische Staatsbürgerschaft. Bis heute lebt Peter Gay in den USA und ist emeritierter Professor für Geschichte an der Yale University.

„Meine ersten Jahre in den Vereinigten Staaten waren ereignisreich und formten mein Leben auf ganz unerwartete Weise. (...) Ich kann (...) mit Bestimmtheit sagen, daß diese Zeit, gerade durch die Zunahme prosaischer Begebenheiten wie Schule, Arbeit, neue Freundschaften, spürbar die Belastungen von mir nahm. (...) Viel schneller und viel gründlicher, als ich es für möglich gehalten hätte, tat Amerika sein Bestes, mir das Gefühl zu geben, daß ich dazugehörte. (...) [M]ein vorrangiger Wunsch war, ein guter Amerikaner zu sein.

Die Amerikaner (...) fanden den Namen Fröhlich schwer zu buchstabieren und unmöglich auszusprechen. (...) Mein Vater Moritz wurde zu Morris, ich übersetzte meinen zweiten Vornamen Joachim mit Jack, und alle drei übernahmen wir den Familiennamen, den mein Vetter gewählt hatte. Ich wurde Peter Gay. (...) Im Mai 1941, wir hatten uns gerade in Denver niedergelassen, beantragten wir die Staatsbürgerschaft, eine Geste, ebenso antideutsch wie proamerikanisch, Emblem für unsere Wut wie für unsere Hoffnung. Uns war es ernst damit, wir wollten eine weitere Bindung an Deutschland so gründlich und rasch wie möglich kappen.“

Peter Gay, Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939, München 1999, S.188f.



Ende des Schweigens

„Dann, im Sommer 1945, beendete ich mein Schweigen. Es war, als ob ich unbewußt die richtige Zeit, den richtigen Ort und die richtige Gesellschaft abgewartet hätte. Meine Leistungen an der Universität Denver waren tadellos, und meine glatten Einser verhalfen mir zu einem weiteren Stipendium, diesmal für ein internationales Sommerseminar in Salisbury in den Hügeln im Nordwesten von Connecticut, ein irdisches Paradies. (...) Und etwa zur Halbzeit unseres Aufenthaltes wurde eine solche Runde durch drei junge Leute, die aus Österreich, Luxemburg und Deutschland vor Hitler geflohen waren, zu einem Abend der Erinnerungen. In dieser sympathischen Atmosphäre sprach ich, sieben Jahre nach dem Ereignis, zum ersten Mal und mit anschaulichen Details über die Kristallnacht. Der Rahmen war genau der richtige: inmitten von Kommilitonen, die mir ans Herz gewachsen waren, jungen Männern und Frauen, denen die Welt, in der ich aufgewachsen war, vertraut war, konnte ich ungezwungen reden. Es war ein denkwürdiger Akt der Selbstbefreiung. (...) Es war, als ob ein bedrohlicher Damm endlich geborsten war und ich nun ungehindert meine Gefühle über meine deutsche Vergangenheit überdenken konnte.“

Peter Gay, Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939, München 1999, S. 202, 204.



Aus einem Interview mit Peter Gay über sein Leben in den USA

„...Als Sie 1946 nach New York kamen, gab es ja noch eine große deutsche Emigrantenkolonie in der Stadt. Finden Sie heute noch Reste davon?

Heute nicht. Damals nannten wir das Viertel im Nordwesten Manhattans ‚Das vierte Reich‘, so viele Deutsche lebten dort. (...) Heute sind die Kinder dieser Emigranten auch schon alte Menschen und haben das Interesse an dieser deutsch-jüdischen Kultur ganz verloren oder nie gehabt. (...)

Deutschland ist Ihnen also nicht mehr fremd?

Sehen Sie, ich bin nicht neutral, einerseits bin ich vollkommen zu Hause in Deutschland und vor allem natürlich in Berlin, andererseits bin ich eben doch nicht dort zu Hause, ich bin Amerikaner. Es sind ja ohnehin nur sehr wenige Deutsche aus der Emigration zurückgekehrt. (...)

Wie ich gehört habe, interessieren Sie sich immer noch sehr für Sport, nicht zuletzt für Fußball. Wem drücken Sie die Daumen, wenn Deutschland etwa gegen die USA spielt?

Keine Frage: den Amerikanern! In den dreißiger Jahren bin ich natürlich zu Hertha BSC gegangen, jeden Sonntag, ich hatte aber ein Lieblingsteam, und das war Arsenal London. Die waren damals eine der führenden Mannschaften Europas. (...)

Peter Gay, „Gott ist eine Erfindung“, in: Doerry, Martin, „Nirgendwo und überall zu Haus.“ Gespräche mit Überlebenden des Holocaust, München 2006, S. 60–67.



Wilhelm Bornstein auf der St. Louis

„Der Start im Hamburger Hafen war ganz unspektakulär. Eine Bordkapelle sorgte für Stimmung, die Crew war sichtlich bemüht, dass sich ihre jüdischen Gäste wie normale Passagiere fühlen sollten. Tatsächlich wich bei ihnen an Bord bald die Angst und Sorge um die Daheimgebliebenen ein wenig. Man wurde sich bewusst, dass man Nazideutschland heil entronnen, zum ersten Male wieder scheinbar Gleicher unter Gleichen war. Sogar an Konzerten, Film- und Tanzabenden konnte man teilnehmen – für Juden in Deutschland seit Jahren verboten. Die HAPAG bot den Gästen etwas.“

Ohne die finanzielle Hilfe ausländischer Verwandter hätten die meisten deutschen Juden 1939 bereits keine Chance mehr gehabt, die enormen Aufwendungen für Schiffspassage, Einreisegenehmigung, Aufenthaltserlaubnis usw. zu bezahlen.

„Die Nazis hatten vorher abkassiert: Alle mussten ihr Hab und Gut entschädigungslos dem ‚Reich‘ überlassen. Eine Passage kostete bis zu 800 Reichsmark, mindestens aber (für die Touristenklasse) 500 RM, dazu 230 Mark als ‚Sicherheit‘, falls das Zielland die Einreise verweigert. Den Reisenden selbst waren ganze 20 Mark Taschengeld erlaubt. Für ein Landepermit in Kuba, den meisten nur unvermeidbare Zwischenstation auf dem Weg in die USA, mussten noch einmal 150 und mehr Dollar aufgebracht werden. Onkel Willy hätte das nie gekonnt.“

Ralf Bachmann, Die Bornsteins. Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte, Beucha 2006, S. 68f.



Ungewissheit nach der verweigernten Einreise in Kuba

Wilhelm Bornstein schrieb nach der gescheiterten Reise der St. Louis einen Brief an seine Verwandten, in dem er über seine Erlebnisse berichtet.

„Leider sollte sich unsere Hoffnung, in Havanna zu landen, nicht erfüllen. Trotz wiederholter Anschläge, Ruhe zu bewahren und trotz vieler Telegramme an Roosevelt, an die Frau des Präsidenten von Kuba usw. mussten wir Havanna genau 8 Tage später, wieder am Freitag 11 Uhr vormittags, verlassen mit der Weisung, drei Seemeilen vor Havanna zu kreuzen, erst dann sollte wieder verhandelt werden. Die Sache war so: Acht Tage nach unserer Abreise in Hamburg war in Havanna ein neuer Präsident ans Ruder gekommen, der einfach die Einreise untersagte. Die deponierten Gelder hat scheinbar die alte Regierung kassiert und verbraucht, und die neue weigerte sich, die Forderung, die von der Joint [jüdische Hilfsorganisation] gestellt wird, anzuerkennen. (...) Wir kreuzten nun an der Küste von Palm Beach und Miami, sehnsuchtsvoll die amerikanische Küste sehend, aber nicht erreichbar. Acht Tage vergingen und noch immer kein Ergebnis. Ich vergaß noch zu erwähnen, dass ein Passagier im Hafen von Havanna die Nerven verlor und über Bord sprang, aber gerettet wurde und jetzt in Havanna geblieben ist. Dagegen sind Frau und Kind, die ehenfalls an Bord waren, nach Europa zurückgekehrt und darin liegt die ganze Tragik der Familie. Am Abend und in der Nacht der Abfahrt wurden 60 Herren bestimmt, die auf den Decks Wache standen, um Panik und Überbordgehen zu verhindern... Es wurde uns immer wieder versichert, dass die Verhandlungen weitergehen und dass wir bestimmt nicht nach Hamburg zurückkehren. Und Tag für Tag keine Entscheidung, immer wieder durchdenken, wohin geht die Reise, denn wir näherten uns immer mehr Europa. Am Mittwoch, dem 14. April, traf endlich die heiß ersehnte Depeche vom Präsidenten des europäischen Joint, Mauric Tropper, ein, die uns ankündigte, dass die vier Länder England, Frankreich, Belgien, Holland uns aufnehmen werden.“

Auszug aus dem Brief Wilhelm Bornsteins über die Reise mit der St. Louis vom 24. Juni 1939, zit. nach: o.V., Zur Geschichte der Juden in Falkenstein, o.O. [2003], S. 46.